

Denkmalpflege ist konservativ – das erscheint geradezu tautologisch, tragen die beamteten Denkmalpfleger doch den Titel „Konservator“. Bewahren, sich gegen Veränderung und Verlust stemmen: hierin liegt doch der Kern denkmalpflegerischen Selbstverständnisses. Deshalb ist auch leicht nachvollziehbar, dass sich die Profession schwer tut mit einem neuen Leitbild, das aus dem englischsprachigen Raum, aus Australien, Großbritannien und den USA kommt und scheinbar Häretisches proklamiert: Es gehe nicht um das Fixieren eines *status quo*, sondern um *Managing Change*. Sogar von *Tolerance for Change* ist die Rede, sehr zur Erbitterung prominenter Vertreter der institutionalisierten Denkmalpflege, die dem entgegenhalten, bei der Denkmalpflege gehe es um die Bewahrung von Denkmalen und um nichts anderes.¹ Ja klar, möchte man da zustimmen, um was soll es sonst gehen?

Aber so einfach ist es nicht. Denn allein schon mit der simplen Grundaussage, Denkmalpflege solle Denkmale bewahren, begibt man sich in die Falle eines statischen Verständnisses von Denkmalen. Dieses Verständnis von Denkmalpflege funktioniert umso besser, je weniger wir darüber nachdenken, was ein Denkmal eigentlich ist und wie es zum Denkmal wird bzw. geworden ist. Es nimmt das Denkmal als etwas Gegebenes hin, meist als Wahrzeichen oder Symbol für einen bestimmten Ort, eine Epoche, einen Stil. Gerade bei den bekanntesten, herausragendsten Objekten stellt dann eigenartigerweise fast jede Generation von Neuem fest, dass das Denkmal ja gar nicht den Zustand und das Erscheinungsbild wiedergibt, die es eigentlich repräsentieren sollte, mit dem Effekt, dass es diese, im allgemeinen Verständnis

bedeutendsten Denkmale sind, die letztlich im Laufe der Zeit am durchgreifendsten verändert worden sind.²

Im Umgang mit den Objekten (der ja immer wieder zeigt, dass man mit der Erhaltung des materiellen und visuellen *status quo* eigentlich nie zufrieden ist) wird sehr schnell klar, dass die Vorstellung, es gehe bei der Denkmalpflege um die Bewahrung von Denkmalen, zu kurz greift. Die Objekte sind ja nicht autonom, sie besitzen Werte nicht aus sich heraus, sondern wir machen sie zu Denkmalen: durch unsere Wahrnehmung und indem wir uns intellektuell und emotional an ihnen abarbeiten. Wir nennen das oft Dialog und glauben, dass uns die Objekte etwas „sagen“, aber letztlich sind wir es natürlich allein, die Fragen unterschiedlicher Art an die Objekte richten, um sie uns dann selbst so gut wie möglich zu beantworten.

Welcher Art die Wahrnehmung ist und welche Fragen an die Objekte gestellt werden, unterliegt Veränderungen von Generation zu Generation, und Wahrnehmung und Bewertung schlagen unvermeidlicherweise auf die Objekte zurück. Denkmale bleiben nicht gleich, sie können auch nicht in einem bestimmten Zustand eingefroren werden. So wenig wie ein Lebewesen in einem bestimmten Zustand fixiert werden kann, so wenig kann ein Bauwerk unverändert bleiben.

Denkmale haben prozesshaften Charakter, darum geht es nicht um Bewahrung eines *status quo*, sondern nur darum, wie die Veränderungen an den Objekten kontrolliert werden können – wie ein Denkmalmanagement aussehen kann. Ein Denkmalmanagement nicht mit dem Ziel, das *Denkmal* zu bewahren, sondern

die Denkmalwerte. Das ist aber nur möglich, wenn man sich über die Werte klar wird, die man in dem Objekt sieht und die man bewahren möchte. Dafür gibt es das Instrument des *Conservation Management Plan*, mit dem man sich zunächst einmal darüber Klarheit verschafft, was es mit einem bestimmten Objekt auf sich hat (*understanding the site*), um sich dann über die relative Bewertung der Bestandteile Rechenschaft abzulegen (*assessing significance*) und letztlich zu konkreten und detaillierten Leitlinien für den Umgang (*policies*) zu kommen.

Wenn man sich zu einer werteorientierten (im Gegensatz zu einer objektorientierten) Denkmalpflege bekennt, muss man sich auch der Frage stellen, wessen Werte hierbei zählen. Genauer gesagt: wem gehören die Denkmale? Wer hat die Deutungshoheit über Denkmalwerte? Denkmalpflegerisches Handeln, insbesondere das Eingreifen in private Verfügungsrechte, legitimiert sich über den Rechtsbegriff des Öffentlichen Interesses, dennoch wird Denkmalpflegern heiß und kalt bei der Vorstellungen, die Entscheidungen darüber, was als Denkmal gilt und wie mit ihm umzugehen sei, würden plebiszitär gefällt. Da ist es vielleicht nicht verkehrt, sich immer mal wieder einmal zu fragen, wie Denkmalwerte eigentlich entstehen und worauf sie beruhen. Denkmalwerte sind einem Objekt ja nicht inhärent, sie sind nicht von vorne herein vorhanden oder fliegen einem Objekt irgendwie zu, sondern sie entstehen durch die Wahrnehmung und die Auseinandersetzung von Menschen mit dem Objekt. Tilmann Breuer schreibt: „Der materielle Gegenstand ist nichts; erst dadurch, dass bewusst gemacht wird, welche Botschaft er auf welche Weise in die Gegenwart trägt, wird er zum Denkmal.“³ Aber selbst dieses Verständnis greift möglicherweise zu kurz, da es ja ein Erkenntnisprimat der Experten zu implizieren scheint. Wie viel breiter (und unbelastet von eurozentrischen, bildungsbürgerlichen Axiomen) ist doch der Ansatz der australischen Charta von Burra, die gar nicht erst von Denkmälern spricht, sondern von *Places of Cultural Significance*, Orten bzw. Objekten von

kultureller Bedeutung, und diese Bedeutung nicht primär an den Objekten festmacht, sondern an Menschen: den Menschen nämlich, für die ein Ort oder Objekt kulturelle Bedeutung hat. Damit wird klar, dass ein Denkmal in erster Linie ein soziales Konstrukt ist, und es eröffnet den Weg zu der Einsicht, dass unterschiedliche kulturelle Gruppen auch unterschiedliche Vorstellungen davon haben, welche Orte und Objekte für sie jeweils wichtig sind.

In diesem Bereich kann man viel von Archäologen lernen, etwa John Schofield von der Universität in York, der bei einer Tagung in Cottbus im November 2010 über Methoden berichtete, die mentalen Landkarten von Stadtbewohnern in London oder Liverpool abzufragen und daraus die *Places of Cultural Significance* von Bevölkerungsgruppen zu ermitteln, die dem traditionellen Kulturbegriff eher fern stehen. Dabei geht es nicht darum, die traditionellen kulturellen Wertvorstellungen und den hergebrachten und bewährten europäischen Denkmalbegriff herabzustufen oder zu missachten – sondern darum, die vom Menschen gebaute und gestaltete Umwelt in der Vielfalt ihrer Erscheinungsformen auch auf Menschen zu beziehen und in ihrer Bedeutung für Menschen zu begreifen. Formen der Kommunikation über die gebaute Umwelt und Fragen des Umgangs mit derselben müssen dann auf der Grundlage dieses breiteren und komplexeren Verständnisses aufbauen.

Leo Schmidt
Studiengangsleiter Bauen & Erhalten

ANMERKUNGEN

- 1 Michael Petzet: *International Principles of Preservation*. In: *Monuments and Sites XX*. Paris 2009. S. dazu auch Leo Schmidt: *Das Denkmal als Prozess und Kommunikation*. In: Detlef Karg (Hg.): *Bildung und Denkmalpflege*. 78. Tag für Denkmalpflege. Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. Worms 2010, S. 107ff.

- 2 Eindrucksvoll das Beispiel der Wartburg, die während des 19. und 20. Jahrhunderts mit unschöner Regelmäßigkeit immer wieder aufs Neue umgestaltet worden ist: immer mit dem Anspruch, sie diesmal endlich in den "richtigen" Zustand zu bringen. S. Christoph Schwarzkopf: Das Denkmal als Zeugnis der Denkmalpflege. In: Detlef Karg (Hg.): Bildung und Denkmalpflege. 78. Tag für Denkmalpflege. Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. Worms 2010, S. 119ff.
- 3 Breuer, Tilmann: Erfassen und Dokumentieren: Wissenschaftliche Methoden zur wertenden Darstellung geschichtlicher Überlieferung. In: Erfassen und Dokumentieren im Denkmalschutz. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 16. Bonn 1982, S. 13.